Zeitschrift: Schwyzerlüt : Zytschrift für üsi schwyzerische Mundarte
Band: 23 (1961)
Heft: 1

Artikel: Kleine Streiflichter auf Albert Streich
Autor: Seelig, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-188982

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gueti Fründe schrybe übere Albärt Streich

Kleine Streiflichter auf Albert Streich

Von Carl Seelig

Es war der Lyriker und Lautenliedersänger Hans Roelli, der mir zuerst von Albert Streich erzählte. Das mag etwa zwei Jahrzehnte her sein. Als ich nach einiger Zeit dem Brienzer Dichter selber gegenüberstand, erschrak ich über sein Aussehen. Dieser kleine, hagere Mann mit dem bleichen, knochigen Gesicht entsprach so gar nicht dem Bild des stämmigen, von der Höhenhuft braungebeizten Naturburschen, das wir uns von einem Mitbürger machen, der aus einer Berggegend stammt. Dieser Erschrecken hat sich wiederholt, sooft ich Albert Streich begegnet bin, und es ist mir im Herzen sitzen geblieben über seinen Tod hinaus. Wieviel Entbehrungen und Entäuschungen, wieviel Bitternis und Sehnsucht nach einem kleinen, bescheidenen Platz an der Sonne sprachen aus diesem Gesicht, dessen herber Mund nicht sagen wollte, was in seinem Inneren vorging! Ich habe mir kürzlich vom Prosaschriftsteller Joseph Saladin und seiner bewundernswert über die schwankende Gesundheit ihres Mannes wachenden Frau Amalie, bei denen der gemeinsame Brienzer Freund bisweilen zum Uebernachten in Zürich Quartier bezogen hat, erzählen lassen, dass Streich nie eigentlich Hunger leiden musste. Auch in der Jugend nicht. Sein 1923 gestorbener Vater mühte sich als Waldarbeiter und Wildbachverbauer ehrlich ab, die sieben Kinder und seine ihn um ein Vierteljahrhundert überlebende Frau ohne fremde Hilfe durchzubringen. Der am 26. Mai 1897 in Brienz geborene Sohn Albert wäre

gern Lehrer geworden. Aber sein Sekundarlehrer zeigte sich ihm nicht wohlgesinnt, und so zerplatzte dieser Traum wie viele andere Träume in der rauhen Luft der Wirklichkeit. Am meisten hat zu seinen Enttäuschungen der zermürbte Körper beigetragen, der ihm schon früh das Gefühl der Lebensuntüchtigkeit und der Saftlosigkeit einer Schattenpflanze einjagte. In seinen Briefen hat mir Albert Streich gelegentlich angetönt, dass ihn die Doppelfron des Brotverdienstes und des wintersüber besonders schweren Kampfes gegen die geschwächte Gesundheit dermassen aufreibe, dass er den hintersten Willen zusammenraffen müsse, um auch als Schriftsteller etwas Brauchbares leisten zu können. In Genf musste er eine Stellung als Gärtner und in Brienz die Spenglerlehre aufgeben, weil er sich ihr körperlich nicht gewachsen glaubte. Hingegen hat er die vierjährige Schriftsetzerlehre tapfer durchgehalten und diesen Beruf einige Zeit in Interlaken ausgeübt, bis er sich anderen Tätigkeiten zuwandte. Er ist Hilfskondukteur bei der Brienzer-Rothorn-Bahn, Wald- und Strassenarbeiter, Schnitzer und Inhaber eines Uhrenstein-Ateliers gewesen, bis ihn die Gemeinde Brienz, in der er sich 1924 mit einer treu zu ihm haltenden Ortsansässigen verheiratet hatte, als Hilfspolizisten anstellte. Anfangs 1949 konnte er mir melden, dass ihm diese «Würde und Bürde» glücklicherweise abgenommen worden sei. Er arbeite nun ganztägig auf dem Gemeindebüro, sodass er über die kalten Monate weniger zu frieren brauche. Sprachen bei ihm gelegentlich Schriftsteller-Kameraden wie der Schaffhauser Mundarterzähler Albert Bächtold zu einem kleinen Schwatz vor, so erlaubte ihm der Gemeindeschreiber nachsichtig, mit dem Besucher in einer Wirtschaft zu verschwinden. Dort taute der sich sonst gern trocken und prosaisch gebende Albert Streich bei «eppis Tinns» — am liebsten bei einem Fendant oder bei

einem Twanner — und bei einer bedenklich langen Serie von «Parisiennes» am ehesten auf. Es war herzzerreissend, mitansehen zu müssen, wie dieser gierige Zigarettenkonsum mitgeholfen hat, seine Gesundheit zu unterhöhlen. Aber wer hätte es gewagt, ihm, der auf sovieles Schöne in seinem Leben verzichten musste, auch noch diese Freude zu rauben! Er konnte ja nicht einmal mit den Kameraden Militärdienst leisten. Denn als er für die Unteroffiziersschule vorgemerkt wurde, musste er sich untauglich erklären lassen, da er den körperlichen Strapazen nicht gewachsen war.

Dass dieser mit Rücksicht auf seinen zerbrechlichen Leib fast heroisch zu nennende Sänger des Berner Oberlandes, den man wohl in absehbarer Zeit als den Klassiker der Brienzer Mundart bestaunen wird, verschiedene literarische Auszeichnungen erhalten hat und auf einmütigen Beschluss der 325 stimmfähigen Bürger im Herbst 1945 sechs Aren Bauland zum symbolischen Preis von einem Franken kaufen durfte, zählt zu den Lichtseiten dieses Schriftsteller-Daseins. Im Mai 1948 meldete er mir, dass er zu seinem heute in Brienz als Schreinermeister tätigen Sohn Albert und zu seinen beiden Töchtern, deren eine mit einem Fabrikarbeiter in Zug und die andere mit einem Schreinermeister in Brienz verheiratet ist, neuen Familienzuwachs erhalten habe: Andreas Kaspar. Dazu die Bemerkung: «Im kommenden Herbst gesellt sich zum leiblichen noch das geistige Kind ‚Feehnn'. Wie man doch eigentlich fruchtbar sein kann!» Der Bezug eines eigenen, sonnseits gelegenen Häuschens auf dem ihm zugesprochenen Terrain war dringend notwendig, denn wie oft konnte er aus dem einfachen Grund nicht schreiben, weil er keine ruhige, warme Wohnstube, für den Feierabend hatte! Ende Juni 1951 berichtete er: «Unser neues Häuschen ist nun bereits drei Wochen unter Dach, aber noch nicht verschalt und aus-

gebaut. Seine Lage ist sehr schön, mit unverbaubarem Blick über den Brinzersee hinunter, im Rücken viel Wald, steile Wieshänge und noch steilere Felsen. Wir freuen uns, im Herbst einziehen zu können und ich besonders in das extra eingerichtete Schreibzimmer, wo ich endlich den ‚Tschuri' fertig machen kann.» Dieses schriftdeutsche autobiographische Erlebnisbüchlein, an dem Streich's Herz mit zärtlicher Liebe hing, ist schliesslich 1956 in die Welt gesetzt worden. Vorher musste er mit seinen meisten Büchern mit dem Manuskript von Verleger zu Verleger hausieren gehen und sich oft sagen lassen, es seien damit keine Geschäfte zu machen. Besonders wurde ihm das für die Mundartarbeiten vorgehalten. Seit Beendigung des «Tschuri I» war es sein Hauptanliegen, den «Tschuri II» — also die Fortsetzung seines schlichten Lebensberichtes — in der Niederschrift weiterzutreiben. Als ihm im Herbst 1956 ein Freund für die Familie ein Häuschen auf dem Hasliberg zum Ferienaufenthalt überliess, berichtete er nach Zürich: «Am liebsten schwämmelte ich in den sagenhaften Haslibergwäldern herum. Ich sollte jetzt aber doch wieder aus der Passivität heraus und schreibe vorweg am «Tschuri II». Seit Jahren sei seine Produktion so gut wie eingefroren gewesen «und ich schliesslich dazu». Am 2. März 1957 liess er durchblicken, dass sich der neue «Tschuri» auf die Beine gemacht habe. «Augenblicklich weiss er aber wieder einmal nicht weiter. Er laboriert an einem Welschlandaufenthalt herum, denn es ist Krieg und die Heimat bietet mehr als tägliches Brot.» Wie weit dieser zweite Band, der vermutlich die holzschnittderbe Ehrlichkeit des ersten Bändchens fortsetzt, in der flüssigen Handschrift des Dichters bis zu seinem im Dezember 1960 eingetretenen Tod gediehen ist, weiss ich nicht. Eine Notiz vom Dezember 1957 lässt erraten, dass er quälender Krankheit abgerungen werden musste:

«Der neue ‚Tschuri' ist zwar angefangen. Aber ich muss immer viel liegen und diätkostieren, und da will es kein rechter Spass sein, die Freizeit mit Schreiben zu nützen. «Faul war unser schmächtige, wortkarge Freund Albert Streich gewiss nicht. Er hat ja auch einige schriftdeutsche und mundartliche Hörspiele— so über «Heinrich Federer und der Brienzersee» und über das gefährliche strandgutliche Wildholzsammeln, wenn die Aare bei Hochwasser ins Tal schiesst — sowie gelegentlich heimatkundliche Aufsätze geschrieben. Dazu die würzigen Gedichtbände, für denen einen er den Titel «Häärdig Schueh» vorgesehen hatte. Wann immer ich als Kritiker in der Öffentlichkeit oder als Briefschreiber privat dazu Gelegenheit hatte, versuchte ich ihn zu ermuntern, auch das heute fast ausgestorbene Gebiet der mundartlichen Ballage zu pflegen. Er stellte sich für diesen Ratschlag nicht taub, wie die Zeilen vom Januar 1949 zeigen: «Der ‚Vollechiehjer' im Versbändchen ‚Underwägs' ist für das bernische Lesebuch des 5. Schuljahres vorgesehen. Das freut mich ganz besonders, Ihnen berichten zu können, da Sie an dieser Ballade nicht ganz unschuldig sind.» — Als Albert Streich auf Einladung des Zürcher Schriftsteller-Vereins im Dezember 1958 zum letzten Mal in Zürich vorlas, mit einer mächtigen Hornbrille auf der Nase, schlug er zunächst bedächtig drei Geschichten aus der Sammlung «Feehnn» auf, darunter die entzückende «Zerhiiti Wält», in der ein gutherziger Grossätti seinem sonst mit «llutterblawwen Üugen» in die Welt blickenden Enkelkind hilft, die zerbrochene Porzellanpuppe zu beweinen. Dann hörte man in der seltsam singenden, fast ans Mittelhochdeutsch erinnernden Brienzer Mundart «niwi Brienzer Värs» aus dem wenige Tage zuvor erschienenen Band «Sunnigs und Schattigs» vorlesen, worauf Streich auf meinen Wunsch noch die packende, echt volkstümliche Ballade «Mit

ternächtler» vortrug — unvergesslich für jeden Dialektfreund, der an diesem letzten Abend dabei war. Es liegt mir am Herzen, an dieser Stelle mit Nachdruck auf die Problematik der Mundartschriftstellerei hinzuweisen, die den finanziell nie sorgenfreien Albert Streich zeitweise vor schwere innere und äussere Konflikte gestellt hat. Ich kann sie nicht deutlicher beschreiben, als er es am 26. Dezember 1955 in einem langen Brief selber getan hat: «Ist das eine mühselige Geschichte, Gedichte in Mundart zu schreiben und dazu erst noch etliche Seiten Worterklärungen hinten anzuhängen! Fast wie wenn einem guten Deutschschweizer ein fremdsprachiges Lesestück gleich auf der gegenüberliegenden Seite in Schriftdeutsch zugänglich gemacht würde, bezwecks gemacht werden müsste! Nun beginne ich sehr wohl zu begreifen, warum das Wort immer mehr zum Begriff und immer weniger zum lebendigen Erlebnis werden muss. Das Gefühl, dass die Mundarten nur noch in «merkantilisierter» Form (meinetwegen «volkstümlich» genannt) zur Geltung kommen können, ist mir sehr stark in den Vordergrund gerückt und der Zwiespalt, ob Mundart oder Schriftdeutsch gross. Aus blossem Lokalsprachbewusstsein heraus Mundart zu schreiben, kann ich nicht gelten lassen, dazu ist mir das angeborene Idoim zu lieb.»

Übrigens hat sich Albert Streich während der Freizeit nicht nur mit Lesen und Schreiben beschäftigt. Dem Sport freilich stand er fremd, ja, ungehalten gegenüber — vielleicht aus einem uneingestandenen Gefühl der Minderwertigkeit, dabei nicht mittun zu können. Hingegen hat er für den Dramatischen Verein Brienz einige Male Regie geführt und für sich gezeichnet oder gemalt. Mit dem frühverstorbenen Brienzer Kunstmaler Adolf Gander war er befreundet, ebenso mit dem in Schwanden lebenden, schwermütigen Landschafts- und Portraitmaler Johann Pe-

ter Flück (1902—54). Um ungestört schreiben zu können, hat sich Albert Streich oft in eine abgelegene Berghütte verkrochen, um das Wochenende in jenem unbetriebsamen Milieu zu verbringen, in dem er als Bub die Ziegen des Grossvaters gehütet hat. Wie sehnte er sich dann darnach, den Spiessern im Tal durch die Tat einmal zu beweisen, dass er es in der Schriftstellerei zu etwas Respektablen gebracht habe, das auch die Anerkennung ihrer engen Herzen verdiene! An die Tage der Not und der abgrundtiefen Vereinsamung mag er gedacht haben, als ihm während einem Gespräch mit Joseph Saladin über den soeben erschienenen Band «Tschuri» unwillkürlich die Tränen in die Augen schossen . . .

Ein einziges Mal hat unser Brienzer Freund die schweizerische Heimat verlassen. Das war, als er zu irgendeiner Autoren-Tagung nach München fuhr. Er kam jedoch bitter enttäuscht zurück und ähnlich mag es ihm bei den Generalversammlungen des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins ergangen sein, an denen er im letzten Jahrzehnt gelegentlich teilnahm. Seiner eher ungeselligen und gehemmten Natur lag es so gar nicht, sich an grössere Kreise anzuschliessen. Als wir im Vorsommer 1954 in Lützelflüh den 100. Todestag von Jeremias Gotthelf begingen, schrieb er mir einige Tage später, er habe die Sonntagsmorgenfeier in der Kirche geschwänzt, um sich über Bern lautlos heimzusputen.» «An der ganzen Versammlung und dem Drum und Dran freute mich nichts so, als dass wir wieder zusammensassen und uns unterhalten konnten.» Drei Jahre zuvor hatte er an der Generalversammlung in Solothurn, an der ich fehlte, teilgenommen. Darüber berichtend, schrieb er mir mit der Bescheidenheit, die für ihn charakteristisch ist: «In Solothurn lernte ich Josef Reinhart persönlich kennen und empfand ehrliche Freude darüber. Ich sagte ihm, der Bub grüsse seinen Ätti!»